

Aufbrechen, Einbrechen und Umgehen.  
Die stille Katastrophe *Weißer Schmerz*  
Von Gesine Palmer

[Leseprobe]

Einleitung

Manchmal muss man mit dem Ende anfangen: Das Buch *Der weiße Schmerz*, in dem Auszüge aus den Tagebüchern von Ingmar Bergman, seiner Frau Ingrid Bergman und ihrer gemeinsamen Tochter Maria von Rosen aus dem letzten halben Lebensjahr von Ingrid Bergman veröffentlicht sind, endet mit den folgenden zwei Sätzen von Maria von Rosen: »Merkwürdigerweise schlief ich gut. Mamas Leiden war ja vorüber.«

So war es wahrscheinlich. Besonders den Texten der beiden Sorgenden und Überlebenden ist anzumerken, wie sehr sie darauf bedacht sind, ganz wahrhaftig zu sein. Und so wird das Buch auch bewundert: als ein wahrhaftiges Zeugnis vom letzten Leiden eines Menschen und der Menschen, die seine Zeugen werden. Dabei ein Selbstzeugnis in drei Stimmen.

»Dies ist also kein Stück Literatur, sondern ein Dokument. Kein Buch, sondern ein Zeugnis«, schreibt Ingmar Bergman im Vorwort. Die Rezensenten vermerken es, nehmen es so hin und gehen dazu über, die Beziehungen derjenigen, die da Zeugnis ablegen, zu analysieren. Die Menschen und ihre Beziehungen »versagen« natürlich angesichts des Todes. Aber darüber sprechen die Bergmans in einer »Offenheit«, die einige Leser einfach beeindruckt, andere zu Spekulationen über die »Lust an der Selbstkasteiung« reizt. Thomas Borchert im *Hamburger Abendblatt* fand es in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass der große Regisseur nicht Tag und Nacht tiefe Gedanken wälzte, sondern abends zu Hause mit seiner Frau auch mal Krimis anguckte, übrigens sogar eine deutsche Serie. Ja, so was aber auch. Zugleich stellt dieser Rezensent die erste Frage, die auch mich beschäftigte, bevor ich das Buch gelesen hatte: Ob Ingrid wohl damit einverstanden gewesen wäre, dass diese Aufzeichnungen publiziert würden.

Was darf man schließlich berichten über einen Menschen in seinem Verfall, und was nicht? Hatten wir nicht erst 2009 die große Diskussion über Tilman und Walter Jens?<sup>1</sup> Ich musste außerdem immer an Ferdinand Hodler und seine in meinen

---

<sup>1</sup> Tilman Jens wurde nach Veröffentlichung seines Buches *Demenz. Abschied von meinem Vater* teils heftig angegriffen, weil er den freilich noch lebenden Vater begrabe und Geheimnisse aus seinem Leben preisgebe, die nach Auffassung mancher Kritiker besser verborgen geblieben wären.

Augen bei aller malerischen Perfektion entsetzlichen Dokumentationen über sterbende Frauen denken, und es erschien mir als eine unzulässige Verwertung. Dabei hätte ich doch selbst noch jede Trauer zu Text verarbeitend spontan viel freundlicher reagieren müssen. Habe ich aber nicht.

Beim Lesen schoben sich dann ganz andere Fragen in den Vordergrund. Sollte ich sie unter einen Titel bringen, würde ich vom *Ausputz* sprechen. Gerade weil der Text in der von Ingmar Bergman und seiner Tochter redigierten Form viel ehrlicher erscheint, als ich es ihm zuerst zutrauen wollte, zeigt der an vielen Stellen einbrechende oder wie selbstverständlich in ihn eingewobene medizinisch-psychologische Diskurs vielleicht auf einige der größeren zeitgenössischen Probleme im Umgang mit Wahrheit und Lüge. Ich will sie hier immer an den Titeln der Überschrift entlang diskutieren.

## I. Aufbrechen

Aufbrechen ist zuerst eine ganz physische Sache. Wenn in einen Krebs hinein operiert wird, wird eine Membran, die das wachsende Ungeheuer trotz allem noch umschlossen zu haben schien, aufgebrochen. Der Tumor streut und verbreitet sich in Windeseile im ganzen Körper. Dessen ganzes System, das bis dahin relativ gut zurechtzukommen schien mit dem Fremdkörper, gerät durcheinander, die Seele wird massiv belastet, und die gesamte innere und äußere Balance eines Lebens ist verloren. Bei kleinen und begrenzten Tumoren kann dennoch eine Operation, wenn sie gut gelingt, lebensrettend sein. Bei großen Tumoren aber führt sie oft zur Beschleunigung des Endes. Und doch kann man sicher keinem der Mediziner, die sich 1994/1995 um die Gesundheit von Ingrid Bergman bemühten, einen Vorwurf machen sie mussten es zumindest versuchen, auch wenn dabei nicht nur der Tumor, sondern noch einiges mehr aufbrach.

In Gesprächen mit Trauernden höre ich oft, wie sie den Weg in die Behandlung als einen Aufbruch ins Unbekannte beschreiben: Die Metaphorik einer Reise, deren Abenteuer von vornherein nicht nur riskant, sondern oft aussichtslos erscheinen, ist allgegenwärtig. Denen, die nicht wie es gerade bei Menschen, die in medizinischen Berufen gearbeitet haben und vom Verlauf der Krebserkrankungen und ihrer Behandlungen wissen, zuweilen vorkommt ihrem Leben nach einer Krebsdiagnose selbst ein Ende setzen, bleibt dennoch keine Station dieser Reise erspart. Und seltsamerweise sprechen die Autoren auch in diesem Buch von »Prüfungen«<sup>i</sup> fast im selben Atemzug, in dem sie sich darüber klar sind, dass diese Prüfungen zu nichts gut sind und auf keine bessere Zukunft vorbereiten.<sup>ii</sup>

Zunächst werden Zukunft und Aufbruch vor allem für Ingmar ein Thema. Immer wieder findet man in seinen Einträgen Selbstermahnungen: »Jetzt werde

ich mich selbst hintanstellen.«<sup>iii</sup> »Aber jetzt geht es ausnahmsweise nicht um mich, nicht darum, was ich fühle oder will. Jetzt geht es nur um Ingrid. Ich muss mich zügeln. Die Panik bekämpfen. Es gibt doch kein Zurück. Hätte dies doch nur mich getroffen.«<sup>iv</sup> »Jetzt muß ich etwas von dem vergelten, was Ingrid mir gegeben hat. Wie soll das gehen? Dies hier ist wirklich ernst und etwas, das ich praktisch lösen muss. Schluß damit, ein sechsundsiebzigjähriges Kind zu sein!«<sup>v</sup>

Dem korrespondiert das dritte Aufbrechen, das Aufbrechen der Konflikte. Da ist zunächst die problematische Beziehung zwischen der Tochter Maria und dem Vater: »Manchmal kommen mir die infantilen blöden Gedanken: ›Lass ihn statt dessen sterben.‹ Aber Ingmar kann hoffentlich seine unglaublichen Kräfte zu etwas Gutem und Positivem für beide wenden.«<sup>vi</sup> Über diesen Konflikt gibt es etliche ziemlich deutliche Stellen in den Einträgen von Maria von Rosen. Schon in diesem einen Zitat ahnt man freilich, wie sehr ihre Sprache darüber ›durchwirkt‹ ist von dem, was wir uns angewöhnt haben über solche Dinge zu denken. Natürlich trifft das Ganze ja eine psychologisch wohlaufgeklärte Familie. Wer sich als Gutachter darüber beugen wollte, müsste erst einmal ziemlich enttäuscht sein, denn alles, was er sagen könnte, würde er schon deutlicher formuliert finden. Eben darin freilich sehe ich einerseits einen Reflexionsgrad, der wohl tatsächlich bei allen von Anfang bis Ende hoch war, andererseits das Ergebnis der formenden Überarbeitung, die ›nicht durchgearbeitete‹ Konflikte keineswegs herauslassen wollte.<sup>vii</sup>

## II. Einbrechen

Ein weiteres Kompositum mit ›Brechen‹ ist das Einbrechen. Da ist zunächst der Einbruch der Krankheit selbst. Das bloße Wort ›Krebs‹ bricht ein in ein Leben, in dem es bisher eine offene Zukunft und viele unbewusst gebliebene Selbstverständlichkeiten gab. Mit allen möglichen Fiktionen pflegen wir unsere Leben zu gestalten und zu ›bestreiten‹, unsere Häuser sowie unsere Arbeits- und Mußestunden zu füllen, unsere Gespräche miteinander zu führen und unsere kleinen Fluchten zu organisieren. Der Einbruch einer tödlichen Erkrankung in ein Leben fühlt sich meistens an wie der Einbruch einer nicht verarbeitbaren Realität und lässt den Betroffenen zuweilen nur die Wahl, entweder ihr bisheriges Leben oder das Bevorstehende als eine ›Fiktion‹ oder einen ›Albtraum‹ zu empfinden. In dieser Weise schreiben auch die Bergmans über ihr Leben nach der katastrophalen Ankündigung.

Ingmar hält noch mitten in der Behandlungsperiode fest: »Ein Schatten ist ja die ganze Zeit da, aber er ist nicht wirklich, und sei es auch nur, daß ich es mir nicht vorstellen kann. Schöner Abend.«<sup>viii</sup> Maria schreibt einen Tag später: »Mama und Ingmar, die eine so starke Liebe und ein so leidenschaftliches Verhältnis gehabt haben. Wo ist die Liebe hin, aus der sie Kraft und Stärke schöpfen sollten? Jetzt

kämpfen sie jeder an seiner Front.

Mama sagt, sie halte ihre Dämonen fern. Sie behält die Wirklichkeit und den Alltag im Griff.«<sup>ix</sup> Ingrid schreibt am 28. März: »Spüre die ganze Zeit meinen Magen. Lästig. Ingmar zu Besuch. Ich mache ihn traurig, er ist so besorgt, weil ich nach Hause kommen will, dass es ansteckt.«<sup>x</sup>

Auf dem, was sie selbst als Weg bezeichnen, brechen den drei Menschen (und anderen um sie her) vertraute Strukturen in den Beziehungen und in ihrem Nachdenken darüber immer wieder ein wie dünnes Eis. Die beiden Gesunden umkreisen mit ihren Gedanken die ›Einsicht‹ und das ›Loslassen‹ der Kranken. Die Kranke sieht ihnen dabei zu und leidet oftmals wortarm. Eine Schwester Ingegerd wird von allen als ›Fels‹ und beruhigende Kraft wahrgenommen. Den Angehörigen erzählt sie von den verschiedenen Stadien des Totenkampfes. Wer sich professionell mit dem Sterben von Menschen beschäftigt, hört davon immer wieder. Mir selbst hat nie eingeleuchtet, wie man Kranke zum Loslassen des Lebens selbst drängen kann. Es ist mir immer so vorgekommen, als müsse man unbedingt bis zum Ende loyal bleiben mit dem Lebenswillen der Kranken. Und jedes Mal, wenn ich lese oder in Gesprächen mit Trauernden höre, wie sie diese unbedingte Solidarität mit dem Lebenswillen der Einzelnen verraten, um ihre eigene Ordnung wiederherzustellen, kann ich nicht anders, als mich nur umso entschlossener auf die Seite derjenigen zu schlagen, die sich weigern, neben dem unvermeidlichen Sterbenmüssen auch noch den Einbruch dieses Geredes und dieser Gedankenspurten in ihre durch das körperliche Leiden wahrhaftig genügend gequälten Seelen zu akzeptieren.

In diesem Sinne wünschte ich an manchen Stellen, der Diskurs des Ausputzes würde selbst einbrechen. Zum Beispiel, als ich bei Ingmar am 21. März las: »Am schlimmsten war der vergebliche Schimmer von hilflosen, flehenden Hoffnungen.«<sup>xi</sup> Oder am 22. März bei Maria: »Schwester Ingegerd beruhigte auch mich und sagte, heutzutage bräuchte man keine Schmerzen zu haben, wenn es an der Zeit ist. Sie sagte, gewöhnlich fände sich eine Ruhe ein bei denen, die wissen, dass es keine Umkehr mehr gibt. Jetzt ist es immer noch ein Kampf. Aber ich fragte mich insgeheim, ob Mama immer noch ›vorgibt‹, daß sie gesund werden wird. Dann wird es ein längerer Weg, bis die Ruhe sich einfindet.« Versöhnen konnte Maria mich an dieser Stelle erst durch den nachgeschobenen Zweifel: »Wenn es denn eine Ruhe gibt für einen Menschen, der den Tod erwartet.«<sup>xii</sup>

---

<sup>i</sup> Ingmar Bergman / Ingrid Bergman / Maria von Rosen: Der weiße Schmerz. Drei Tagebücher. München 2007, S. 143 (Eintrag vom 14.2.1995).

<sup>ii</sup> Ebenda, S. 140 (Eintrag vom 12.2.1995).

---

<sup>iii</sup> Ebenda, S. 13 (Eintrag vom 11.10.1994).

<sup>iv</sup> Ebenda, S. 15 (Eintrag vom 13.10.1994).

<sup>v</sup> Ebenda, S. 19 (Eintrag vom 16.10.1994).

<sup>vi</sup> Ebenda, S. 60.

<sup>vii</sup> In dem der deutschen Ausgabe beigegebenen Nachwort von Henning Mankell berichtet dieser hauptsächlich von dem, was er gesehen hat, als Ingmar Bergman und seine Tochter Maria auf Farö ein Buch aus ihren Notizen machten. Er wurde Zeuge eines langwierigen Arbeitsprozesses, aus dessen Inneren er nicht viel erfahren konnte: »Ich sah ja ein, dass es schwierig war ... Ohne dass ich oder jemand anders hätten hineinschauen können, hatten sie eine Wahrheit geschaffen, eine provisorische Wahrheit, wie es wichtige Wahrheiten immer sind. Eine solche Wahrheit muß zufällig sein und wird nur überleben, bis eine andere Wahrheit sich offenbart.« (Ebenda, S. 257 u. S. 259). Wenn wahr ist, was Bergman im Vorwort schreibt, dass sie »kaum etwas verändert haben«, so haben sie also immerhin einen Zeugen dafür, dass sie sich recht viel Zeit genommen haben, kaum etwas zu verändern. Es ist keineswegs ausgeschlossen, dass das wahr ist.

<sup>viii</sup> Ebenda, S. 128 (Eintrag vom 30.01.1995).

<sup>ix</sup> Ebenda, S. 129 (Eintrag vom 31.01.1995).

<sup>x</sup> Ebenda, S. 197 (Eintrag vom 28.03.1995).

<sup>xi</sup> Ebenda, S. 188 (Eintrag vom 21.03.1995).

<sup>xii</sup> Ebenda, S. 190 (Eintrag vom 22.03.1995).